

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 9

Artikel: Das Händchen
Autor: Chappuis, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wirtsföhnen Carl und Gerhart Hauptmann. Die Brüderlichkeit, das leuchtende Zeichen der dreisprachigen Eidgenossenschaft, adelt die Dichtung des Mannes, der einst nahe dem Rütli dem Landrat des Kantons Uri vorsatz. Wir haben heute keinen zweiten Erzähler, in dessen Werk uns so warm und wohl wird, dessen sicherer Führung wir so vertraut folgen, wie Ernst Bach. Von seinem religiösen Glauben erfahren wir, trotz den vielen Pfarrergestalten seiner Werke, nichts — dennoch haben wir das sichere Bewußtsein, er herge wie Musik so Religion „in ihm selbst“. Die männlich freie Erschei-

nung, die bürgerlich gehaltene Menschenwürde, die nichts überstürzende, alles mit weiser Hand ins Rechte stellende Liebesfähigkeit und Erlebnisfreudigkeit einer unpathetisch deutschen Natur binden Neigung, Zutrauen, Freundschaft seiner Leser, seiner Volksgenossen im deutschen Sprachgebiet an den Dichter aus der Schweizer Mark. Der volle Nachdruck unserer erwartenden Dankbarkeit prägt unseren Glückwunsch zum sechzigsten Geburtstag. Die Liebe, die Bach uns abgemann, beschwingt unsere gewisse Hoffnung auf das Werk seiner künftigen Jahrzehnte.

's Mittagschöpfli.

's Mittagäße=n=isch beändigt
Und der Vater wüsch sich's Muul,
Seit si Serviette zämme,
Streckt und rekt si, richtig fuul.
„Guet isch gfi!“, seit er zur Muetter,
Leert derbi de Räst im Glas —
„So, seht wämmer no chli leue,
's git nüt Schöner's doch, als das.“
Und er goht is ander Zimmer,
Sicht in Lähnstuehl mit eme Schnuuf,
Grift zur neue Burgerzifig
Und seht sini Brülle=n=uf.
Ifrig soht er a vo läse,
Doch 's goht nüd lang — eis, zweu, drü! —
Fallt de Chopf em schwär uf d' Sitte,
Und sis Blatt ruuscht em uf d' Chnü — —

D'Muetter lachet still und lislig,
's Töchterli mach e=r=es no —
Ihri Auge blinzled a sich:
„'s hät en scho, nei lueg au do!“
Müglifill isch all's im Zimmer,
Nur 's Schwarzwälderührli fickt —
's Töchterli list i der Mappe,
D'Muetter fädlet i und flicht.
Plögli, z'mitts i=n=all die Stilli
— Zielbewußt und unverzagt —
Chunnt es Schnarche=n=usem Lähnstuehl,
Wie wänn eine Tannigs sagt —
D'Fraue hörtd uf mit Schaffe,
Si verthebid d'Ohre sich
Und di einli meint zur andre:
„Über nei — 's isch dänn au glich — —!“

Arthur Zimmermann.

Das Händchen.

Von Edgar Chappuis.

Seit dem frühen Morgen war er bei Sturm und Schnee auf den Beinen gewesen, aber alles umsonst. Es schien Hans Rohr, als sei heute, an diesem kalten Wintertage, alles gegen ihn im Bunde vereinigt, um ihn daran zu hindern, auch nur das Allernötigste zum kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen.

Traurig blickte er auf seinen abgenutzten Hausiererkasten, der ihm am zerriebenen Lederriemen über die linke Schulter hing. Einige Schuhnestel sahen heraus und schienen bei dem Dichte der spärlichen Vorstadtlaternen wie schwarze Schlanglein, die höhnisch um das zerlumpte Männlein züngelten.

Jetzt war es acht Uhr abends und aus allen Ecken flihten fast geräuschlos flinke Autos über das naßglänzende Straßenpflaster irgend einer der vielen Vergnügungstättchen zu, wo sich die Glücklichen dieser Erde, Abend für Abend, zu unterhalten pflegen. Hans sah durch spiegelnde Scheiben schöne pelzgeschmückte Damen, befrachtete Herren, sah Reichtum und Luxus an sich vorüberziehen, und dabei fror ihn jämmerlich in seinem zerchliffenen Anzug, der noch vom letzten Frühjahr stammte, wo ein wohlthätiger Herr ihn Hans geschenkt hatte. Der Magen knurrte, denn er war seit dem Morgen hungrig.

Wie kalt der Wind fauste, wie heißend die

Schneeflocken ihm ins Gesicht stachen! Und der gefüllte Kasten hing so schwer an seinem frierenden Körper, als sei es Bentnerlast und nicht ein armseliges Kästchen mit schlechter Seife, Schuhbündeln und Haarnadeln angefüllt, für die sich im Zeitalter der Warenhäuser niemand mehr zu interessieren schien.

Hans Rohr schritt, vom Römerhof kommend, dem Heimplatze zu. Dort umflutete ihn das helle Licht der elektrischen Kandelaber. Das Leben hatte seinen Höhepunkt erreicht. Von allen Seiten klingelte und tutete es. In der Türe des Schauspielhauses drängten sich die Menschen, galt es doch, ein Lustspiel zu sehen, und das war in der molligen Wärme des schönen geheizten Raumes nach dem Hundewetter draußen, doppelt verheißungsvoll.

Wie Hans bei einem Lebensmittelgeschäft vorbeiging, das des Samstags wegen noch geöffnet hatte, krampfte sich sein Herz zusammen. Ach, nur jetzt eine dralle Wurst, etwas unter die Zähne! Ja, sei es meinetwegen nur ein Bißsen alten, trockenen Brotes, damit die brennenden Eingeweide da drin endlich zur Ruhe kamen. Aber sein Verlangen war umsonst. Die Taschen blieben leer und gestohlen hatte Rohr in all seinem Elend noch nie. Ihn schauderte. Wohin führte das noch? Wozu auch diese unerträgliche Last weiterschleppen ins Endlose? Es war so zweck- und sinnlos! Niemanden hatte er, keine Seele, die ihn lieb hatte, oder der er doch wenigstens etwas sein konnte. Der Lederriemen schnitt ihm ins magere Fleisch der Schulter. Der eisige Wind rüttelte und zerrte an seinem Rock und durchlief seine Adern wie ein Eisstrom. Dort unten lag breit und vornehm die Bellevuebrücke und Tausend Lichter schimmerten durch den feinen Schnee vom andern Ufer herüber. Auf einer Bank an der Rämistraße setzte sich Rohr etwas nieder. Er achtete nicht der Kälte, nicht der Nässe. Nur ein wenig ausruhen, ein wenig verschlafen. Straßenbahnwagen kreuzten, Menschen eilten an ihm vorüber. Er achtete ihrer nicht. Wozu hätte das auch gedient. Sie kümmerten sich ja doch nicht um ihn und ließen ihn verkommen, wie so viele andere, die unbekannt, unbetrachtet irgendwo und irgendwann untergingen und verschollen blieben.

Der Verkehr um ihn nahm ab. Die Vergnügungsstätten hatten ihre Türen geschlossen und boten den Herbeigeströmten Lust und Vergnügen des Alltagslebens da draußen.

Hans Rohr erhob sich und schritt langsam bergab, dem Rimmatuser zu. Weit draußen im See klang die Pfeife eines Dampfbootes lange und schrill. Es war wie ein Schrei in der Nacht.

Wie schwarz und träge das Wasser des Flusses dahinzog! Es mußte wohl gar manches zu erzählen, dieses dunkle Wasser der Tiefe. Ließ es sich dort unten nicht vielleicht gut ruhen, ungestört vom Jammer und Kampf dieser Erde? Ganz still und sorglos, von niemandem gestört, friedlich und lange, eine ganze Ewigkeit.

Hansens Schritte verlangsamten sich. Er starrte ohne Unterlaß in die Wellen zu seinen Füßen. Er dachte über sein vergangenes Leben nach, an Kampf und Enttäuschung, an Verzweiflung, Hunger und Not. Und wozu denn das alles? Warum eigentlich weiterleben? Kein Mensch kümmerte sich um ihn, den armen, einsamen Menschen, den lästigen Hausierer, den man doch Tag für Tag von jeder Türe wies.

Hans blieb stehen. Am gegenüberliegenden Ufer rechte der massige Turm des Sankt Peter wie drohend seinen Schatten gen Himmel. Der Wind heulte durch die engen Seitengäßchen, der Schnee wirbelte immer dichtere Flocken. Es wurde heißend kalt.

Langsam, träge floß das Wasser dahin. Immerzu, immerzu! Und wenn man hineinsprang, so floß man mit ins Vergessen, in die Nacht, aus der kein Tag aufstieg. Kein Tag voll bitterer Enttäuschung, voller Qual und endlosen Jammers. — —

Hans ließ seinen Hausiererkasten von der Schulter gleiten, daß er polternd auf den Bürgersteig aufschlug. Seine eiskalten Finger umklammerten das eiserne Schutzgelenk und seine Hände krampften sich in die Gitterstäbe. So stand er eine Weile unbeweglich und schaute nur immerzu in die Tiefe, in das leise fließende und gurgelnde Wasser, das seine Macht auf ihn ausübte und ihn lockte und rief.

Lachende plaudernde Menschen gingen an ihm vorüber. Ein junger Bursche stieß mit dem Fuß an den Kasten, daß er auf die Fahrbahn flog. Hans hörte und sah nichts, er schaute nur tief von innen heraus mit seiner Seele in den gähnenden Abgrund, der sich vor ihm auf tat.

Sachte, als getraue er sich nicht recht, hob er das rechte Bein über das Geländer. Das gichtsteife Glied hatte Mühe. Aber dennoch mußte es geh'n, denn dort unten lag es sich gewiß weich und still.

„Bist Du auch allein, diese Nacht, Mann?“ drang da ein dünnes Kinderstimmchen an sein Ohr, und ein kleines warmes Händchen legte sich vertrauensvoll in seine kalte Hand.

Hans zauderte und blickte sich um. Er wollte doch...

Zwei dunkle Augen sahen ihn groß an. Ein liebes Gesichtchen lächelte ihm zu, und wieder hörte er die Worte: „Bist Du auch allein diese Nacht, Mann?“

Das schmerzende Bein stand wieder neben dem andern auf dem Bürgersteig. Hans hatte sich zum Kinde gebückt, strich ihm über das Haar und schaute ihm in die lieben Augen.

Wie wohl das tat, diese kleine weiche warme Hand in der seinen, dieser Blick reiner vertrauensvoller Kinderaugen auf sich gerichtet!

Hans schritt, ohne es kaum zu merken, neben dem ungefähr achtjährigen Mädchen der Dimmat entlang, den gleichen Weg zurück, den er soeben gekommen. Er fragte es nach seinem Namen. Riet ihm, doch zur Mutter nach Hause zu gehen. Es sei schon spät, und kleine Mädchen wie es, müßten zu dieser Zeit ins Bett. Doch Hedeli schüttelte nur traurig das Köpfchen. Nein! Es könne nicht nach Hause. Vater und Mutter seien weit fort und es vertraue sich nicht allein in die dunkle, kalte Dachkammer dort hinten in der engen steilen Frankengasse, denn es fürchte sich so allein. Darum sei es, als es Nacht geworden, auf die Straße hinaus gesprungen.

Und was es jetzt wolle, so mutterseelenallein.

Das wisse es nicht. Es habe ihn gesehen, wie er so müde und traurig ans Geländer gelehnt gestanden, und da habe es halt gedacht, er sei wohl auch allein.

Hans sagte kein Wort. Seine Hand fuhr nur streichelnd über des Kindes Scheitel. Ja, beide allein und einsam. Beide von der Welt verlassen. Was hatte er vorhin gewollt? — Er sann nach — o Gott! Ihn schauderte. Wenn die kleine, warme Hand nicht zur rechten Zeit gekommen, schwämme er jetzt dort unten inmitten der schwarzen kalten Flut dahin, starr und tot, ein Selbstmörder.

Die Kleine trippelte brav und tapfer neben dem fremden Manne einher, die Hand fest in der seinen. Sie fühlte sich nun geborgen und fürchtete sich nicht mehr vor dem Dunkel.

Hans ging über die Münsterbrücke und bog in die Strehlgasse ein. Eigentlich hätte er das Kind auf den nächsten Polizeiposten bringen

sollen. Er brachte es aber nicht übers Herz. Morgen war auch noch ein Tag. Diese Nacht konnte es bei ihm schlafen. Er würde ihm die alte wollene Decke als Lagerstatt bereitmachen und selber auf dem Boden schlafen. Bei einer Straßenbiegung stieß er beinahe mit einem jungen Herrn zusammen.

„Haben Sie nicht vielleicht Zündhölzer?“

„Ja wohl, mein Herr! Fünf Rappen.“

„Gut, geben Sie mir eine Schachtel.“

Und schon war er weg, Hans mit einem blanken Fünfsigrappenstück zurücklassend. Er schaute auf das Geldstück, das einzige, das er heute in Händen gehabt. Brachte ihm das Kind Glück? —

In der nächsten Wirtschafft bestellte Hans für das Mädchen eine Tasse Kaffee mit Milch, und nun stellte es sich heraus, daß es noch ein Stück Brot in der Tasche hatte. Dieses teilte es nun mit Hans und wollte auch, daß er abwechselnd vom guten, heißen Kaffee trinke. So saßen sie wie alte Freunde im geheizten Raum und waren glücklich, etwas ausruhen zu können.

Bald waren sie zu Hause. In der Kammer war es bitter kalt. Aber Hans wickelte das Mädchen in seine alte wollene Decke, daß nur noch das Näschchen herauschaute. Er selber legte sich auf den harten Boden. Er fühlte die Kälte nicht, er war nur glücklich, wie schon lange nicht mehr. Jetzt hatte er jemanden, der sein Leben teilte, hatte ein Kind, für das er sorgen konnte.

Friedlich und fest schliefen die beiden bis in den Morgen hinein.

*

Nachdem die beiden mutig den Sonntag durchgehungert hatten, und ihm Hedeli erzählt, daß seine beiden Eltern, arme Korbflickerleute, bei einem Unglück ums Leben gekommen seien, nachdem sie erst einige Tage schriftlos von auswärts gekommen, begannen sie am folgenden Montag zusammen ihre Arbeit, von Haus zu Haus, trepp auf und ab, ihre Ware anbietend.

Es schien wirklich, als ob Hedeli dem Hausierer Glück gebracht habe. Das Wetter war nun schön und leidlich milde, und es gelang ihm, ordentlich zu verdienen. Wenn das kleine Mädchen mit seinem lieben Lächeln neben ihm stand, eine Schachtel Schuhwischse, oder ein Stück Seife im Händchen, so wurden die Türen an vielen Orten nicht mehr so herzlos zugeschlagen und man kaufte den beiden etwas ab.

Die Tage vergingen. Manchmal hieß es hungern, aber die Zuneigung und Liebe verband die beiden immer inniger und half ihnen über das Schwere hinweg. Wenn es draußen gar zu garstig war, so ließ Hans sein Hedeli zu Hause. Dann ging es an ein Puken und Reinemachen, daß Hans seine früher so wüßt und unfreundlich aussehende Bude kaum mehr wiedererkannte.

Eine Dame schenkte Hedeli ein warmes Röckchen, und eines Tages bekamen sie sogar eine dicke Decke, so daß es sich jetzt besser in der Kälte des Zimmerchens schlafen ließ.

Hans war glücklich und sein Herz öffnete sich der Liebe des Kindes groß und weit. Er, der zeitlebens, außer in seiner frühesten Jugend niemanden gehabt, den er lieb haben konnte, schenkte sich nun völlig diesem Hedeli, das er wie sein eigenes Kind betrachtete.

So verging der lange rauhe Winter schneller, als er es sich gedacht. Die ersten Vorboten des Frühlings guckten aus dem halbgefrorenen Boden. Der warme Föhn ließ den Schnee schmelzen. An schönen Sonnentagen gingen sie zusammen spazieren, nach dem Zürichhorn, oder gar in den schönen Belvoirpark. Hedeli

freute sich eines jeden Blümleins, das neugierig hervorguckte, und Hans besann sich auf einmal alter, längstvergessener Märchen aus der Kindzeit, die er Hedeli erzählte, daß ihre dunkeln Augen aufleuchteten.

*

Es ist Frühling geworden. Hedeli geht jetzt zur Schule. Er hat das Kind nach langem Zögern selbst angemeldet, denn es ist ihm schwer geworden, wieder allein seinem Hausierhandwerk nachgehen zu müssen. Aber es mußte sein, wollte er nicht mit den Behörden in Konflikt geraten.

Heute ist er besonders stolz. Er hat soeben den Bericht erhalten, daß seinem Gesuch auf Adoption des verwaisten Hedeli Maurer nichts im Wege stehe.

Mit neuer Hoffnung schreitet er dahin. Er weiß nicht, ob es immer langen wird, zwei zu ernähren, nachdem er es letzten Winter kaum vermocht, sich selber zu erhalten. Aber dann denkt er an das weiche, warme Händchen von damals, das ihn gerettet. Und er sagt sich, daß es nicht von ungefähr so gekommen ist und daß es wohl eine Vorsehung geben muß, die für beide weiter sorgen wird.

Aus Natur und Kultur.

Ein unausrottbarer Irrtum im Volk ist es, daß Tiere ohne Eltern aus toten Stoffen entstehen. Dieser Glaube ist ja an sich verständlich: man sieht, daß in verwesenden Stoffen oder im Käse Maden wie von selbst entstehen; man bedenkt aber nicht, daß sie aus winzigen kleinen Eiern entstanden sein könnten. Besonders von allerhand Ungeziefer wie Läusen usw. bleiben die Leute dabei, daß sie aus Schmutz entstünden. Und dabei ist die Erkenntnis von dem Gegenteil doch schon fast 300 Jahre alt. Es war der Engländer W. Harvey, derselbe der den Blutkreislauf entdeckte, der den Satz aufstellte, daß alles Leben aus dem Ei entsteht. Man wies dann auch nach, daß stets Eier vorhanden waren, und so auch Eltern, wo Lebewesen auftreten. Die entgegengesetzte Lehre von der „Urzeugung“, d. h. elternlosen Entstehung, blieb jedoch zäh bestehen, mußte sich dann aber doch auf immer kleinere Lebewesen zurückziehen, bis schließlich Pasteur u. a. sie auch für die allerkleinsten, uns bekannten Wesen, die Bakterien, als irrig erwies. Der Harvey'sche Satz erfuhr dabei freilich eine kleine Änderung, da

viele kleinste Wesen sich nicht durch Eier fortpflanzen, sondern durch einfache Teilung. Man faßt ihn daher noch allgemeiner so: Alles Leben stammt von Leben! — Für die heutige Biologie gilt dieser Satz als eine Tatsache, die unbestreitbar ist.

Tunnelbauten größeren Stils sind erst durch die Eisenbahn notwendig geworden. Aber auch schon vorher hatte das Bedürfnis nach möglichst kurzen Straßenverbindungen dazu geführt, selbst dem harten Felsgestein der Alpen mit Sprengstoffen und Bohrern auf den Leib zu rücken, und so dem Post- und Wagenverkehr neue, bequeme Wege zu schaffen. So gab es schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts einige solcher mehr als 100 Meter langer Straßentunnels, von denen das sog. „Urner Loch“ am bekanntesten ist. Und als Stephenson 1832 seine Bahn von London nach Birmingham baute, mußte er auch schon einige Tunnel anlegen. Aber erst als durch den Mont Cenis-Tunnel eine Verbindung zwischen den schweizerischen und italienischen Eisenbahnlinien herbeigeführt werden sollte, lernte man so recht